

ODESSA

Maßstab 1:35.000



- | | | |
|----------------------------------|--------|----------------|
| 1. Armen-Haus | C.7. | 14. Kladb |
| 2. Bank (kaiserliche) | D.6. | 15. Luthes |
| 3. Börse & Duma | D.5. | 16. Pokro |
| 4. Engl. Klubhaus | D.5. | 17. St. Pet |
| 5. Exercier-Haus | C.4. | 18. Petroy |
| 6. Gefängnis | D.7. | 19. Höwis |
| 7. Gerichtshof | D.4. | 20. Szejel |
| Hospitäler: | | |
| 8. Militairisches Hospital | C.3. | 21. Troits |
| 9. Städtisches Hospital | C.3. | 22. Usupe |
| 10. Hospice Sturdza | E.7. | 23. Michalle |
| Kirchen: | | |
| 11. Armen-Kirche (Mlich. Klost.) | D.6.7. | 24. Griech. B. |
| 12. Geburts-Kirche | A.3. | 25. Polizei |
| 13. Kathedrale | C.5. | 26. Post |
| | | 27. Theater |
| | | 28. Univers |

Vladimir Jabotinsky

DIE FÜNF

Roman



Die Andere Bibliothek

Städt. Botanischer Garten

Litzeiski Garten

Vladimir Jabotinsky

Die Fünf

Roman

Aus dem Russischen übersetzt
von Ganna-Maria Braungardt.

Die Lyrik wurde übertragen von
Jekatherina Lebedewa.



Begründet von
Hans Magnus Enzensberger

ISBN 978-3-8477-5336-0

© für die deutschsprachige Ausgabe:

AB - Die Andere Bibliothek GmbH & Co. KG, Berlin

www.die-andere-bibliothek.de

Die Originalausgabe erschien im Jahr 1936.

Die Fünf von Vladimir Jabotinsky ist Dezember 2012 als dreihundertsechundsunddreißigster Band der **Anderen Bibliothek** erschienen und in der limitierten Originalausgabe vergriffen.

In gedruckter Form erhältlich als Extradruck, Nachauflage in Klappenbroschur, unter:

<http://www.die-andere-bibliothek.de/Extradrucke/Die-Fuenf::626.html>

Um keine limitierte gedruckte Ausgabe zu verpassen, empfehlen wir das Abonnement: ab-abo.de

Übersetzung: Ganna-Maria Braungardt

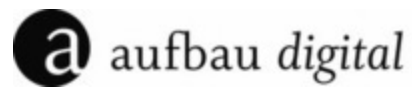
Herausgabe: Christian Döring

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für

Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

E-Book Konvertierung: le-tex publishing services GmbH,
www.le-tex.de

Umsetzung und Vertrieb des E-Book erfolgt über:



Inhaltsübersicht

Impressum

DIE ANDERE BIBLIOTHEK

Kapitel 1 DIE JUGEND

Kapitel 2 SERJOSHA

Kapitel 3 IN DER LITERATURKA

Kapitel 4 DER KREIS UM MARUSSJA

Kapitel 5 DIE WELT DER »GESCHÄFTE«

Kapitel 6 LIKA

Kapitel 7 MARKO

Kapitel 8 MEIN HAUSWART

Kapitel 9 DER FREMDLING

Kapitel 10 DIE DERIBASSOWKA HINAUF

Kapitel 11 EINE VIELSEITIGE SEELE

Kapitel 12 DAS ARSENAL IN MOLDAWANKA

Kapitel 13 EINE ART DEKAMERON

**Kapitel 14 EINGESCHOBENES KAPITEL, NICHT FÜR
DEN LESER BESTIMMT**

Kapitel 15 DIE BEICHTE IN LANGÉRON

Kapitel 16 SIGNORE UND MADEMOISELLE

Kapitel 17 DER GOTTESSUCHER

Kapitel 18 DER POTJOMKIN-TAG

Kapitel 19 DIE POTJOMKIN-NACHT

Kapitel 20 IN DIE FALSCHER RICHTUNG

Kapitel 21 GROSSZÜGIGE JÜDISCHE NATUREN

Kapitel 22 NOCH EINE BEICHTE

Kapitel 23 ZU BESUCH BEI MARUSSJA
Kapitel 24 MADEMOISELLE UND SIGNORE
Kapitel 25 GOMORRHA
Kapitel 26 UNGUTES
Kapitel 27 MARUSSJAS ENDE
Kapitel 28 TORIKS BEGINN
Kapitel 29 L'ENVOI

ANMERKUNGEN DER ÜBERSETZERIN
Fußnoten

DIE ANDERE BIBLIOTHEK

Die 1984 von Hans Magnus Enzensberger und dem Verleger und Buchgestalter Franz Greno begründete Buchreihe DIE ANDERE BIBLIOTHEK ist längst zum Bestandteil unserer deutschsprachigen Lesekultur geworden. Monat für Monat ist seit Januar 1985 ein Band erschienen - »Gepriesen und geliebt« (Frankfurter Allgemeine Zeitung). An dem Anspruch, intellektuelles und visuelles Vergnügen zu verbinden, hat sich bis zum heutigen Tag nichts geändert:

DIE ANDERE BIBLIOTHEK ist die »schönste Buchreihe der Welt« (Die Zeit).

Seit Januar 2011 wählt der Herausgeber Christian Döring monatlich sein Buch aus und gibt es im Verlag DIE ANDERE BIBLIOTHEK unter dem Dach des Aufbau Hauses am Berliner Moritzplatz heraus. In Haltung, Gestaltung und Programm hat sich am Anspruch seit drei Jahrzehnten nichts geändert: »Wir drucken nur Bücher, die wir selber lesen möchten.«

Das Programm der ANDEREN BIBLIOTHEK folgt inhaltlich seit Anbeginn nur einem Maßstab: Genre-, epochen- und kulturraumübergreifend wird entdeckt und

wiederentdeckt, die branchenübliche Einteilung in Sachbuch und Literatur hat nie interessiert, der Klassiker zählt so viel wie die Neuerscheinung. Es gilt der »Kanon der Kanonlosigkeit«, nur Originalität und Qualität sollen zählen.

- Jeden Monat erscheint ein neuer Band, von den besten Buchkünstlern gestaltet.
- Die Originalausgabe erscheint in einer Auflage von 4.444 Exemplaren - limitiert und nummeriert.
- Werden Sie Abonnent, so erhalten Sie jede Originalausgabe garantiert und zum Vorzugspreis.

Die Mindestlaufzeit des Abos beträgt ein Jahr (zwölf Bände), danach können Sie jederzeit kündigen. Als persönliches Dankeschön erhalten Sie eine exklusive Abo-Prämie.

Bitte informieren Sie sich bei Ihrem Buchhändler oder direkt bei uns:

DIE ANDERE BIBLIOTHEK

030 / 639 66 26 90 oder 030 / 28 394-227

info@die-andere-bibliothek.de

www.die-andere-bibliothek.de

www.ab-abo.de

DER BEGINN DIESER ERZÄHLUNG aus dem Leben des vergangenen Odessa liegt ganz am Anfang unseres Jahrhunderts. Dessen erste Jahre hießen bei uns damals »Frühling«: ein gesellschaftliches und staatliches Erwachen, und für meine Generation fielen diese Jahre zusammen mit dem persönlichen Frühling der Jugend von Zwanzigjährigen. Zweimal Frühling und das damalige Gesicht der fröhlichen Hauptstadt des Schwarzen Meeres mit den Akazien an der Steilküste sind in meiner Erinnerung verwoben mit der Geschichte einer Familie, in der fünf Kinder lebten: Marussja, Marko, Lika, Serjoscha und Torik. Ein Teil ihrer Abenteuer spielte sich vor meinen Augen ab; das Übrige werde ich, wenn es nötig sein sollte, nach Hörensagen berichten oder nach meinen Vermutungen hinzudichten. Ich verbürge mich nicht dafür, dass ich die Lebensgeschichten der Helden und die Abfolge der allgemeinen Ereignisse in der Stadt oder in Russland, im Rahmen derer all dies geschah, exakt wiedergebe: Die Erinnerung trägt häufig, und für Nachforschungen hatte ich keine Zeit. Aber eines ist sicher: Jene fünf sind mir nicht zufällig in Erinnerung geblieben; nicht nur, weil ich Marussja und Serjoscha sehr gern hatte und noch mehr ihre leichtsinnige, weise, leidgeprüfte Mutter – sondern weil in dieser Familie die ganze vorangegangene Epoche der jüdischen Russifizierung mit uns ihre – guten wie bösen – Rechnungen beglichen hat. Wie in einem klassischen

Beispiel aus dem Lehrbuch. Diese Seite der Geschichte, da bin ich sicher, erzähle ich wahrhaftig, ohne Nörgelei, zumal das alles nun lange zurückliegt und wehmütige Liebe weckt. »Ich bin ein Sohn der Zeit, in der wir alles hatten, Elend und Glanz, ich kenne Schmutz und Licht: ihr Sohn bin ich, und lieb auch ihre Schatten, ihr ganzes Gift lieb ich.«

Kapitel 1

DIE JUGEND

Das erste Mal sah ich Frau Milgrom und ihre älteste Tochter bei der ersten Vorstellung von MONNA VANNAⁱ im Stadttheater.

Sie saßen in einer Parkettloge in der Nähe meines Platzes, zusammen mit drei Personen aus einer anderen Familie. Ich bemerkte sie aus einem für meinen Stolz sowohl schmeichelhaften wie recht unschmeichelhaften Grund. Es begann damit, dass ein neben mir sitzender junger Zeitungskollege, der Milieustudien über Barfüßer und Hafenarbeiter verfasste, unter dem Lärm des sich langsam füllenden Saales zu mir sagte: »Sieh mal, dort rechts, die rothaarige kleine Jüdin in der dritten Loge: Wie ein Kätzchen im Muff!« Ihm gelangen mitunter wunderbare Vergleiche: Das Fräulein schaute aus ihrer üppigen hellroten Frisur tatsächlich heraus wie das Kätzchen aus dem Pelzring auf einer bekannten Pralinenschachtel. Zugleich sah ich, dass die Dame auf mich zeigte und etwas zu dem Mädchen sagte, offenbar meinen Zeitungsnamen, und die Tochter machte große Augen, zuckte ungläubig die Achseln und antwortete (das las ich deutlich von ihren Lippen ab): »Tatsächlich? Unglaublich!«

In der zweiten Pause ging ich auf die Galerie hinauf, um mich mit befreundeten Studenten zu treffen. Die Galerie in unserem Stadttheater war damals eine wichtige Institution: das Reich der Studenten; ich glaube, die Seitensitze wurden fast ausschließlich an sie verkauft. Darum stand dort immer ein Reviervorsteher auf dem Posten, stets ein respektabler Recke mit zwei Bärten auf der Brust wie ein General, und der hatte mehrere Schutzleute in Reserve. Wenn die Studenten randalierten (beispielsweise, als dem alten Figner in den HUGENOTTEN bei einem hohen Ton die Stimme versagte und ihm aus diesem Anlass sein gar nicht brüderliches Verhältnis zu seiner in Schlüsselburg sitzenden Schwester vorgehalten wurde), erschienen die Schutzleute und führten die Studenten am Arm hinaus, und der Vorsteher lief hinterher und sagte respektvoll: Bitte, Herr Student, wie kann man nur ...

An diesem Abend randalierte niemand. Die Zeitungen hatten das Publikum schon zwei Wochen lang auf die Inszenierung von MONNA VANNA vorbereitet; ich erinnere mich nicht genau, wie, aber zweifellos legten sie in das Stück einen revolutionären Sinn (damals sprach man von »Befreiungspathos«; alles wurde in jenen Jahren durch das Prisma der Befreiung betrachtet, dafür oder dagegen, selbst ein piepsendes Versagen der Stimme bei einem Tenor, der sich Solist Seiner Majestät nannte). Die Vorstellung erfüllte alle Erwartungen. Die Heldin gab eine

Schauspielerin, in die wir damals alle regelrecht verliebt waren: Die Hälfte aller jungen Mädchen der Stadt imitierte ihre zärtlich-monotone Stimme und reichte Bekannten die gestreckte Hand mit der Handfläche nach unten, genau wie sie. Das »Foyer« der Galerie, das normalerweise einem Boulevard glich, auf dem zwei schmale Ströme von Flaneuren parallel nebeneinander flossen, erinnerte jetzt an ein Forum: Überall Grüppchen, und in jedem Grüppchen gab es nur ein Thema: Konnte Prinzivalli wirklich eine ganze Nacht bei der derart bekleideten Monna Vanna gesessen haben, ohne auch nur die Hand nach ihr auszustrecken?

Das erörterten lautstark auch die Studenten in der Gruppe, wo ich meine Freunde fand; durch ihre dröhnenden Stimmen hindurch hörte ich, dass man sich in der nächsten, besonders zahlreichen Menge ebenfalls darüber ereiferte. Plötzlich entdeckte ich in deren Mitte jenes rothaarige Fräulein. Sie mochte etwa neunzehn Jahre alt sein. Sie war nicht groß, aber nach dem deftigen Geschmack der vollblütigen damaligen Zeit wunderbar gebaut; sie trug natürlich ein enges Korsett, aber ohne Schalen, was in der Mittelschicht, wie mir gesagt wurde, als gewagte Neuheit galt; ihre Puffärmel reichten nicht einmal bis zum Ellbogen, und der Kragen war zwar hochgeschlossen, aber darunter befand sich doch ein Ausschnitt von rund anderthalb Werschokⁱⁱ, auch das sehr

kühn. Gekrönt wurde dieser äußere Eindruck von folgenden Gesprächsfetzen, die ich erhaschte:

»Wie ist es denkbar«, ereiferte sich ein Student, »dass Prinzivalli ...«

»Schrecklich!«, rief das rothaarige Fräulein, »ich anstelle von Monna Vanna hätte das niemals zugelassen. Was für ein Trottel!«

Die Umstehenden lachten, und einer war geradezu hingerissen.

»Sie sind wundervoll, Marussja, immer sagen Sie etwas, wofür ich Sie küssen möchte ...«

»Ph, als ob das was Besonderes wäre«, entgegnete Marussja gleichgültig, »ohnehin gibt es auf der Deribassowka¹ bald keinen einzigen Studenten mehr, der sich rühmen könnte, mich noch nie geküsst zu haben.«

Mehr hörte ich nicht, obwohl ich inzwischen bewusst lauschte.

Die Vorstellung endete grandios. Nach der ersten und der zweiten Pause hatten Parkett und Logen noch abgewartet, was die höchste Instanz, die Galerie, meinte, und erst auf ihr Signal hin stürmisch Beifall geklatscht; nun aber lärmten Logen und Parkett von selbst los. Es gab unzählige Vorhänge, erst für das ganze Ensemble, dann für Monna Vanna und Prinzivalli, dann für Monna Vanna in ihrem schwarzen Samtumhang allein. Plötzlich fehlte die führende Partie im Beifallssturm - beide Seiten der Galerie

waren verstummt: ein Zeichen, dass das höchste Maß an Triumph bevorstand, das bis dahin ausschließlich italienischen Sängerinnen und Sängern vorbehalten gewesen war – die Studenten stürmten ins Parkett. Das übrige Publikum, unentwegt weiterklatschend, drehte sich erwartungsvoll um; der bemalte Vorhang hob sich erneut, doch noch war die Bühne leer – auch dort wartete man auf den höchsten Auftritt der Jugend. Im nächsten Augenblick strömten durch alle Gänge blaue Röcke und graue Jacken nach vorn; ich erinnere mich, dass allen voran ein riesenhafter Georgier mit Siebenmeilenschritten durch den Mittelgang kam, mit ernster, geschäftiger, ja, drohender Miene, als ginge es auf die Barrikade. Am Orchestergraben angekommen, klemmte er sich die Schirmmütze unter die Achsel und klatschte bedächtig, womöglich nicht einmal sehr laut, mit großer, selbstbewusster Würde dreimal in die Hände («wie ein Sultan, der die schöne Suleika hinterm Gitter hervorruft«, stand am nächsten Tag in einer Zeitung). Da erst, auf das Geheiß des Padischahs hin, kam die schöne Suleika hinter den Kulissen hervor; ich sah, dass ihre Lippen in der Tat zitterten und krampfhaftes Schluchzen in ihrer Kehle aufstieg; ringsum tobte ein unbeschreiblicher Sturm; zwei Theaterdiener kamen hinter den Kulissen hervorgelaufen, um die Blumenkörbe abzuräumen und das Feld für das freizumachen, was damals kostbarer war als Blumen: Auf die Bühne flogen

zerknautschte, ausgebleichte blaue Mützen mit abgestoßenem Schirm. Hinter den Studenten standen die Reviervorsteher und Schutzleute, einer wie der andere mit zwei Bärten auf der Brust; sie blickten wohlwollend, zustimmend, majestätisch-feierlich, im Einklang mit dem funkelnden Gold und Kristall, den Karyatiden, dem roten Samt der Sessel und Barrieren, den festlichen Roben der Getreideexporteure und ihrer schwarzäugigen Damen, mit der ganzen Pracht des unbeschwerten, satten Odessa. Ich schaute mich nach Marussja um: Sie war außer sich vor Glück, blickte aber nicht zur Bühne, sondern zu den Studenten, zupfte ihre Mutter an den gepufften Ärmeln, zeigte ihr offenbar ihre engsten Freunde in der Menge der blauen Röcke und grauen Jacken und nannte deren Namen; wenn ich mich recht entsinne, an die zwanzig, womöglich auch mehr, bis sich von der Decke majestätisch der Eiserne Vorhang herabsenkte.

Kapitel 2

SERJOSHA

Irgendwer hatte mir gesagt, der Familienname des rothaarigen Fräuleins sei Milgrom; und als ich das Theater verließ, fiel mir ein, dass ich ein Mitglied dieser Familie bereits kannte.

Wir hatten uns kurz davor im Sommer kennengelernt. Ich war zu Besuch gewesen bei Bekannten, die bis Ende August in ihrem Sommerhaus am Strand Langéron wohnten. Eines Morgens, als meine Gastgeber noch schliefen, ging ich zum Baden hinunter, danach wollte ich ein wenig rudern. Meine Freunde besaßen ein Boot mit zwei Paar Riemen; ich schob es mühsam über den groben Kies (der bei uns einfach »Sand« hieß) ins Wasser, und da erst entdeckte ich, dass jemand beide Ruderrollen auf der rechten Seite abgebrochen hatte. Reservedollen fand ich nicht. Die Ruderrollen bei uns an der Küste waren recht primitiv – einfach kleine Knüppel, an denen die breiten Ruder festgebunden wurden: Es brauchte eine gewisse Geschicklichkeit, damit sich die Ruder nicht drehten und flach aufs Wasser klatschten. Dafür verlangte die Herstellung solcher Rollen keinerlei Geschicklichkeit, man musste nur einen kleinen Ast zurechtschnitzen. Aber das kam mir gar nicht in den Sinn. Unsere Generation ist mit

zwei linken Händen aufgewachsen. Wenn ein Knopf abbriss, ließen wir den Kopf hängen und träumten von einer Familie, von einer Ehefrau, einem wundervollen Geschöpf, das vor nichts zurückschreckt, das weiß, wo man Nadel und Faden kauft und was man damit anfängt. Ich stand mit traurig gesenktem Kopf vor dem Boot wie vor einer komplizierten Maschine, in der etwas Rätselhaftes kaputt gegangen ist, sodass nur ein Edison die Sache hätte retten können.

In dieser Notlage traf mich ein etwa siebzehnjähriger Gymnasiast an; später stellte sich heraus, dass er kaum sechzehn war, aber sehr groß für sein Alter. Er besah sich die Trümmer der Ruderrollen mit dem geübten Auge eines gestandenen Mannes und stellte mir eine sachliche Frage: »Wer ist der Wächter hier am Strand?«

»Tschubtschik«, sagte ich, »Awtonom Tschubtschik, ein Fischer.«

Er antwortete verächtlich: »Daher die Unordnung – Tschubtschik! Den halten auch die anderen Fischer für einen Bossjawka².«

Ich hob freudig den Kopf. Linguistik war die wahre Leidenschaft meines Lebens, und da ich in aufgeklärten Kreisen lebte, wo man bemüht war, sich hochrussisch auszudrücken, hatte ich die originale Mundart von Fontanka, Langéron, Peressyp und Stadtgarten lange nicht gehört. Herrlich! Bossjawka – das ist unmöglich zu

übersetzen; dieses eine Wort enthält eine ganze Enzyklopädie unfreundlicher Urteile. Der junge Mann sprach auch weiter in diesem Idiom, aber leider habe ich meine Muttersprache vergessen, muss also seine Worte größtenteils in der Hochsprache wiedergeben, wobei mir schmerzlich bewusst ist, dass kein Satz richtig stimmt.

»Warten Sie«, sagte er, »das lässt sich leicht reparieren.«

Da hatte ich einen Menschen von ganz anderer Art vor mir, einen mit zwei rechten Händen! Erstens hatte er ein Messer in der Tasche, und zwar kein Feder-, sondern ein Finnenmesser. Zweitens beschaffte er sogleich das nötige Holz: Er schaute sich um, ob niemand in der Nähe war, ging dann vorsich zum nächsten Badehäuschen mit einer Treppe und brach die unterste Leiste aus dem Geländer heraus. Er brach sie überm Knie entzwei, schnitzte an den Hälften herum, prüfte, ob sie ins Loch passten, schnitzte noch einmal, polkte die Stümpfe der alten Dollen heraus und setzte die neuen ein. Hätte nur noch gefehlt, dass er rezitiert hätte: »Nun, mein Alter, fertig ist's ...«³

Stattdessen machte er mir ebenso vorsich einen Vorschlag, wie ich mich für den erwiesenen Dienst erkenntlich zeigen könnte.

»Nehmen Sie mich mit ins Boot?«

Ich bejahte natürlich, warf aber noch einen Blick auf sein Gymnasiastenabzeichen und fragte vorsichtshalber: »Aber

das Schuljahr hat doch schon angefangen, müssten Sie jetzt nicht in der ersten Stunde sitzen, Kollege?«

»*Le cadet de mes soucis*«, erwiderte er gleichmütig, während er bereits die Seilschlaufen mit den Rudern auf die Dollen stülpte. Das war ihm ganz natürlich auf Französisch herausgerutscht, ohne Aufschneiderei. Später erfuhr ich, dass die jüngeren Kinder der Milgroms eine Gouvernante gehabt hatten (Marussja und Marko nicht, damals hatte der Vater noch nicht so viel verdient). Überhaupt war Serjoscha kein Angeber, mehr noch – er kümmerte sich gar nicht um sein Gegenüber und darum, was derjenige dachte, er war ganz in seine Arbeit vertieft: Er prüfte die Knoten an den Schlaufen, hob die Bodenbretter an, um zu schauen, ob auch kein Wasser im Boot war, öffnete den Kasten unter der vorderen Sitzbank, um nachzusehen, ob ein Schöpfer vorhanden war, klopfte irgendwo gegen, rieb etwas ab. Gleichzeitig erzählte er, er habe beschlossen zu schwänzen, weil er von einem Mitschüler, der bei ihrem Griechen in Pension lebte, das heißt, bei dem Tschechen, der bei ihnen Griechisch unterrichtete, weil er von diesem Mitschüler wisse, dass der Grieche ihn, meinen neuen Freund, heute außer der Reihe an die Tafel rufen wolle. Darum habe er seiner Mutter einen Zettel hingelegt (sie stehe immer spät auf): »Wenn der Pedell kommt, sag ihm, ich wäre beim Zahnarzt.« Dann habe er seinen Ranzen bei dem

benachbarten Tabakhändler deponiert und sei nach Langéron gefahren.

»Ihre Mama ist ein echter Kamerad«, sagte ich beifällig. Wir ruderten bereits.

»Es lässt sich leben«, bestätigte er, »*tout fait potable*.«

»Aber warum ist der Ranzen dann beim Tabakhändler? Sie hätten ihn doch zu Hause lassen können, da Ihre Mutter ja eingeweiht ist.«

»Das geht wegen Papa nicht. Er ist die Unschuld in Person. Noch immer gerät er außer sich, wenn ich an seiner Stelle meine Zensuren unterschreibe. Egal, er wird sich noch daran gewöhnen. Morgen werde ich in seiner Handschrift einen Entschuldigungsbrief verfassen: ›Mein Sohn Sergej Milgrom, Schüler der fünften Klasse, fehlte an dem und dem Tag wegen Zahnweh.««

Wir waren schon ein ganzes Stück hinausgerudert; er war ein phantastischer Ruderer und redete wie ein waschechter Bootsführer. »Der Wind wird heut gegen fünf wieder auffrischen, und zwar kein simpler Wind, sondern ein richtiger ›Tramontaneⁱⁱⁱ««. »Ziehen Sie den rechten Riemen rückwärts, sonst rammen wir die Zille da.« »Sehen Sie mal – ein krepierendes Meerschwein« – dabei zeigte er auf einen Delphinkadaver, den der Sturm am Vortag auf die unterste Plattform des Wellenbrechers am Leuchtturm getrieben hatte.

Zwischen seinen seemännischen Bemerkungen versorgte er mich mit vielen bruchstückhaften Informationen über seine Familie. Sein Vater »hetzt jeden Morgen mit der Pferdebahn ins Kontor«, deshalb sei es so gefährlich, wenn Sergej keine Lust habe, ins Gymnasium zu gehen, denn er müsse das Haus mit ihm zusammen verlassen. Abends sei ihr Haus ein »Flohmarkt« - da bekomme seine Schwester Besuch von »ihren Passagieren«, meist Studenten. Außerdem sei da noch sein älterer Bruder Marko, der sei in Ordnung, durchaus »tragbar«, aber ein »*Tjuntja*« (diesen Ausdruck kannte ich nicht, offenbar so etwas wie Narr, Einfaltspinsel). Marko »ist dieses Jahr Nietzscheaner«. Serjoscha hatte über ihn eigenhändig folgenden Vers verfasst:

*Ideen nach Mode, doch zerrissne Kleider,
Gelehrter Mann und dreifach Sitzenbleiber.*

»Das ist bei uns zu Hause«, ergänzte er, »meine Spezialität. Marussja verlangt zu jedem ihrer Passagiere Verse.«

Seine Schwester Lika, offenbar auch älter als Serjoscha, »hat ihre Nägel bis auf den letzten abgekaut, und nun langweilt sie sich und ist wütend auf ganz Odessa«. Der Jüngste heiße Torik, aber er sei »eine Stütze des Throns«, sein Urteil über alles »ist immer so korrekt, dass einem schon von weitem schlecht werden kann.«

Zum Leuchtturm, das vergaß ich zu erwähnen, ruderten wir deshalb: Als Serjoscha die Zille entdeckt hatte, die wir beinahe gerammt hätten, war ihm eingefallen, dass an der Androssow-Mole jetzt massenhaft Lastkähne aus Cherson stehen müssten – voll mit Wassermelonen.

»Wollen wir hin? Dort können wir auch essen – ich lade Sie ein.«

Es war angenehm und amüsant mit ihm, und im Sommerhaus würde bis zum Abend niemand das Boot brauchen; außerdem versprach mir Serjoscha, auf dem Rückweg »einen aus dem Wirtshaus« mitzunehmen, der würde dann rudern, und ich könnte mich ausruhen. Ich willigte ein, und wir ruderten zum Hafen, um den Leuchtturm herum, wofür wir wegen des Windes und des Seegangs, und weil wir alle halbe Stunde das ganze Schwarze Meer aus dem Boot schöpfen mussten, rund drei Stunden brauchten.

»Ihre Admirale sind Landratten«, schimpfte Serjoscha auf meine Freunde, die ihr Boot so vernachlässigten.

Zur Anlegestelle mussten wir uns zwischen den Zillen hindurchschlängeln, es herrschte ein Gedränge wie auf dem Flohmarkt: Die kleinen Kähne stießen fast aneinander, und Serjoscha wusste genau zu unterscheiden zwischen Zillen, Barkassen, Feluken und weiteren fünf oder sechs Typen. Offenbar kannten ihn auch hier viele Leute. Von den mit Melonen beladenen Booten wurde er mehrmals

angerufen, was etwa so klang: »Oho, Serjoscha, wohin des Wegs, *Gobelka*^{iv}? Warum bist du nicht in der Schule, Hundesohn? Wie geht's?« Worauf er jedes Mal antwortete: »*Skandiboberom!*«, was, dem Ton nach zu urteilen, hieß, dass es ihm ausgezeichnet ginge. Von einer Feluke rief ein Kerl mit einem roten Fez, die weißen Zähne gebleckt, ihm etwas auf Griechisch zu, und Serjoscha antwortete ihm in derselben Sprache; ich weiß nicht, was, verstand aber das Ende des Satzes: »*Tin mitera su*«, das war der Akkusativ von »deine Mutter«. Im Gespräch mit mir vermied Serjoscha diese Ausdrucksweise. Allerdings hatte er mich schon früher, als er mir seine Ansichten über die Schülerinnen der verschiedenen Odessaer Gymnasien darlegte, mit seinem Wortschatz verlegen gemacht. »Die schnuckeligste Uniform haben die von Kurakin-Tekeli – das Lila liegt eng an, da springen die Kurven gewaltig vor!«

An der Anlegestelle lief er irgendwohin und kam mit einem ganzen Paket voller Essbarem zurück, wobei er mir streng untersagte, mich an den Ausgaben dafür zu beteiligen. Der Hygiene wegen tauchten wir die Hände in eine Lücke zwischen Melonenschalen, und dann erlebte ich im Boot das köstlichste Mahl meines Lebens. Noch mehr als das Essen selbst jedoch genoss ich es, Serjoscha dabei zu beobachten. Was die Engländer *table manners* nennen, ist eine große Sache – nicht nur die Fähigkeit, die Gabel richtig zu halten und eine Suppe ohne

Geräuschuntermalung zu löffeln, sondern generell das Speisezeremoniell, ein kompliziertes Ritual für jede Art von Speise und für jede Gelegenheit, im Laufe von Generationen gefestigte gastronomische Traditionen. Aber was heißt hier Gabel? Wenn man eine Gabel hat, ist es nicht schwierig, beim Essen einen angenehmen Anblick zu bieten. Doch wir hatten keine Gabel, und sie wäre auch fehl am Platz gewesen. Ein Sesamkringel: Serjosha brach ihn nicht, sondern zerschnitt ihn in zwei Ringe, bestrich beide Hälften mit Schmalz, kratzte die Sesamkörner von dem glänzenden Oberteil, streute sie gleichmäßig, wie ein erfahrener Sämann auf dem Acker, auf das Schmalz, legte die beiden Hälften wieder zusammen und biss erst dann herzhaft in den Kringel. Eine Plötze: Serjosha nahm sie beim Schwanz und klatschte sie an die zehn Mal gegen seinen rechten Absatz, wobei er erklärte: »Dann geht die Haut besser ab.« Tatsächlich ließ sich seine Plötze weit schneller und vollkommener enthäuten als meine, obwohl ich sie mit einem Finnenmesser bearbeitete; ich schnitt noch immer hauchdünne salzige Scheibchen von den kräftigen Gräten, als von seiner Plötze längst nur noch eine fettige Spur an Kinn, Wangen und Nasenspitze übrig war. Der Höhepunkt des Rituals aber war die Melone. Ich wollte sie in Schnitze teilen, doch Serjosha sagte hastig: »Für mich nicht.« Er nahm ein ganzes Viertel, hielt es sich vors Gesicht, bewunderte das Farbenspiel – und verschwand. Er

verschwand einfach – Serjoscha war plötzlich weg. Vor mir saß eine Gymnasiastenuniform mit einer grün marmorierten Maske anstelle des Kopfes. Mich packte der Neid: Ich spürte genau, was er in diesem Augenblick fühlte. Eine gute Melone riecht nach stillem Wasser, oder umgekehrt – egal; in einer Melone zu ertrinken wie Serjoscha jetzt, das war wie am frühen Abend weit aufs stille Meer hinauszuschwimmen, sich auf den Rücken zu legen und alles zu vergessen. Das ideale Nirwana, nur du und die Natur, sonst nichts. Neid packte mich: Ich griff nach dem zweiten Viertel und verabschiedete mich ebenfalls von der Welt.

Dann kam der »eine aus dem Wirtshaus«, und ich dachte unwillkürlich auf Berlinerisch: *So siehste aus*. Serjoscha stellte ihn vor: Motja Banabak. Er war um die zwanzig, doch ungeachtet des Altersunterschiedes waren sie offenkundig enge Freunde. Auf dem Rückweg schlief ich ein und hörte nicht, worüber sie sprachen; doch alles andere fiel mir später wieder ein, als ich nach dem Theaterbesuch bei orientalischem Kaffee und türkischem Honig in meinem griechischen Lieblingscafé an der Ecke Rote Gasse saß.

Kapitel 3

IN DER LITERATURKA

Als nach dem Konzert beim wöchentlichen Samstagabend im Literatur- und Schauspiel-Zirkel die Stühle im »Weinsaal« für den Tanz weggeräumt wurden, kam Marussja zu mir, ihre Mutter am Ärmel mit sich ziehend, und sagte: »Diese Frau möchte Sie gern kennenlernen, ist aber zu schüchtern. Anna Michailowna Milgrom. Übrigens muss auch ich mich vorstellen: Ich bin ihre Tochter, aber sie kann für nichts.«

Anna Michailowna gab mir die Hand, Marussja ermahnte sie halblaut: »Benimm dich anständig«, und ging sich einen Kavalier wählen; denn die Regel, nach der dies eigentlich umgekehrt geschieht, galt für sie nicht.

»Weinsaal« hieß der Raum, weil ein Relief aus ineinander verflochtenen Reben und Trauben seine Wände zierte. Der Zirkel hatte eine ganze Villa für sich; wem sie gehörte und wer früher darin gewohnt hatte, weiß ich nicht mehr, aber es müssen reiche Herrschaften gewesen sein. Das Haus befand sich in bester Stadtlage, direkt an der Nahtstelle ihrer beider Welten – der Ober- und der Hafenstadt. Wenn ich die Augen zukneife, sehe ich noch heute, wenngleich wie durch Nebel, der die Details verwischt, jenen großen Platz vor mir, ein Denkmal der edlen Architektur

fremdländischer Meister des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts und ein Zeugnis für die stille geschmackliche Eleganz der ersten Erbauer dieser Stadt – von de Ribas über Richelieu⁴ und Woronzow⁵ bis hin zur gesamten Pioniergeneration von Neozianten und Schmugglern mit italienischen und griechischen Namen. Direkt vor mir liegt der Eingang der Stadtbibliothek, links, vor der breiten, nahezu uferlosen Bucht der Säulengang der Duma – beide würden sowohl Korinth als auch Pisa Ehre machen. Ein Schwenk nach rechts, zu den ersten Häusern der Italienischen Straße, die zu meiner Zeit bereits nach Puschkin benannt war, der hier den EUGEN ONEGIN geschrieben hat; ein Schwenk zurück – der Englische Klub und etwas weiter weg die linke Fassade des Stadttheaters; das alles wurde zu unterschiedlichen Zeiten erbaut, aber stets mit der gleichen Liebe zum fremdländischen, lateinischen und hellenistischen Genius dieser Stadt mit dem seltsamen Namen, der klingt wie aus einer Sage über ein Reich »östlich der Sonne und westlich vom Mond«^v. Und gleich hier, direkt vor dem Haus der »Literaturka« (das ebenfalls aussah wie ein Bruder der Villen, die ich in Siena gesehen habe), begann einer der Wege zum Hafen hinunter; an ruhigen Tagen roch es von dort nach Pech, und das Echo der Speicheraufzüge drang herauf.

In jener Zeit der Zensur war die »Literaturka« eine Oase des freien Wortes; wir alle, die Zirkelteilnehmer, verstanden selbst nicht, warum die Obrigkeit sie erlaubte und nicht schloss. Direkt Aufrührerisches fand dort nicht statt, wir waren so dressiert, dass Wörter wie Selbstherrschaft und Verfassung gar nicht erst in unser öffentliches Vokabular fanden; doch worum es auch ging, von den kleinen Selbstverwaltungseinheiten auf dem Lande bis zu Gerhart Hauptmanns VERSUNKENER GLOCKE - überall lauerte Aufrührerisches. Tschechows Wehmut wurde als Protest gegen die herrschende Ordnung und die Dynastie verstanden, Gorkis erfundene Barfüßer bis hin zu Malwa als Barrikadenruf; wie und warum, könnte ich jetzt nicht mehr erklären, aber so war es. Parteien existierten noch nicht, außer illegalen; die legalen Marxisten und Volkstümler wussten nicht immer genau, worin sie sich voneinander unterschieden, und ließen sich widerspruchslos zusammen mit den »Kadetten«^{vi} zum unübersehbaren »fortschrittlichen Lager« zählen; doch obgleich ohne Programm, legten wir eine heftige dogmatische Borniertheit an den Tag. Irgendwer hielt einen Vortrag über Nadson, in dem er behauptete, dieser sei kein staatsbürgerlicher, sondern ein spießbürgerlicher Dichter, ein »Kifa Mokijewitsch⁶ in Versen«. Wegen dieser angeblich reaktionären Sicht wurde er geschlagene zwei Stunden von Opponenten attackiert, und der Vorsitzende, ein Grieche,

von Beruf Versicherungsinspektor, beraubte kraft seiner Macht den Referenten des Rechts auf ein Schlusswort zu seiner Verteidigung, und so blieb er für alle Zeit blamiert; worin sein Verbrechen eigentlich bestand, weiß ich nicht mehr, und es spielt auch keine Rolle. Aber damals war das alles ungeheuer wichtig; und so wie die Villa am geographisch wichtigsten Punkt der Stadt stand, so waren die Donnerstage der »Literaturka« das Zentrum unserer geistigen Unruhe.

Wenn ich heute nach dreißig Jahren auf all das zurückblicke, denke ich jedoch, dass das Erstaunlichste bei uns damals die friedliche Verbrüderung der Völkerschaften war. Alle acht oder zehn Volksstämme des alten Odessa trafen sich in diesem Klub, und tatsächlich kam es niemandem in den Sinn, auch nur still für sich zu vermerken, wer was war. Zwei Jahre später sollte sich das ändern, aber zu Beginn des Jahrhunderts waren wir von Herzen einträchtig. Seltsam - zu Hause lebten wir alle, glaube, ich, getrennt von Andersstämmigen, besucht und eingeladen wurden Polen von Polen, Russen von Russen, Juden von Juden; Ausnahmen waren relativ selten; aber wir machten uns noch keine Gedanken darüber, warum das so war, wir hielten das unterbewusst lediglich für ein vorläufiges Versäumnis, die babylonische Buntheit des gemeinsamen Forums dagegen für ein Symbol der schönen Zukunft. Am besten hat diese Stimmung - ihre friedfertige